



Erster Abschnitt.

Die Thatsachen des sittlichen Lebens.

Erstes Capitel.

Die Sprache und die sittlichen Vorstellungen.

1. Der Allgemeinbegriff des Sittlichen.

a. Geschichte der Wörter: ethisch, moralisch, sittlich.

Die frühesten Zeugnisse für die Ausbildung menschlicher Vorstellungen bietet uns überall die Sprache dar. Ehe irgend eine andere Form der Ueberlieferung beginnt, hat sie bereits bestimmte Bezeichnungen für die das Völkerbewusstsein beherrschenden Anschauungen hervorgebracht; und das Wort ist es zugleich, das in dem Wechsel und in der Trennung einst zusammenfließender Bedeutungen ein Spiegelbild liefert für die allmähliche Entwicklung und den Wandel der Vorstellungen. Auch die Untersuchung des Ursprungs der sittlichen Vorstellungen wird daher zunächst an die Sprache ihre Fragen zu richten haben.

Aber freilich, jene Entwicklungsfähigkeit der Sprache, die vor allem in Bezug auf die Wortbedeutungen eine nie rastende ist, bringt es zugleich mit sich, dass ihre Zeugnisse nur mit Vorsicht benützt werden dürfen, wenn aus ihnen Rückschlüsse auf die ursprünglich in ihr ausgeprägten Anschauungen gemacht werden sollen. Nicht nur liegt die Gefahr nahe, dass man später entstandene Wortbedeutungen auf die frühesten Stufen der Sprache zurückverlegt, und dass man Begriffe, die einen individuellen oder in specifisch wissen-

schaftlichen Bedürfnissen begründeten Ursprung haben, als primitive Schöpfungen des Volksgeistes betrachtet, sondern auch umgekehrt: ein Mangel bestimmt unterschiedener sprachlicher Zeichen darf nicht ohne weiteres als eine mangelnde Unterscheidung der Begriffe selber gedeutet werden. Ist es doch wahrscheinlich, dass eine ausgedehnte Homonymie ursprünglich die Sprache beherrschte. Nur der in literarischen Denkmälern aufbewahrte Sprachgebrauch kann daher mit voller Sicherheit über die Existenz der Vorstellungen entscheiden; und erst wenn man im Stande ist, auf diesem Wege die Geschichte eines Wortes durch alle Wandlungen seiner Bedeutung zu verfolgen, werden aus solchen Veränderungen mit einiger Sicherheit Rückschlüsse auf die Entwicklung des Bewusstseins gemacht werden können.

Diese Gesichtspunkte kommen schon bei der ersten Frage zur Geltung, die uns bei der Untersuchung der ethischen Vorstellungen auf sprachlichem Gebiete begegnet: bei der Frage nach der Entstehung und Bedeutung der Allgemeinbezeichnungen, welche sich für das Gesamtgebiet des Sittlichen ausgebildet haben. Man pflegt einen tiefen und sinnigen Gedanken darin zu finden, dass die Sprache das Sittliche mit der Sitte in nächste Beziehung bringt. In der Thatsache, dass diese Anlehnung an die Sitte (*mos*, *ἔθος*) mindestens drei Mal, bei den Griechen, Römern und Germanen, sich wiederhole, glaubt man einen Beweis zu erblicken, dass es sich hier nicht um eine zufällige Verbindung, sondern um eine zwingende Vorstellung des menschlichen Bewusstseins handle. Ja es wird zuweilen als ein besonderes Verdienst der deutschen Sprache betrachtet, dass sie durch die selbständiger gewordene Bezeichnung den Begriff der Sittlichkeit deutlicher von Sitte und Recht gesondert habe, als dies bei den Griechen, Römern und altorientalischen Völkern der Fall gewesen *). Die wirkliche Geschichte des Wortes vermag diese Vermuthungen nicht zu bestätigen. Weder auf deutschem noch auf römischem Boden hat sich die Anlehnung des Sittlichen an die Sitte unabhängig vollzogen, sondern sie ist nach dem Vorbild des griechischen Wortgebrauchs entstanden; und auch hier ist sie nicht eine ursprüngliche Handlung des Völkerbewusstseins, sondern eine persönliche That, die keinen geringeren als den grossen realistischen Ethiker der Griechen, Aristoteles, zu ihrem Urheber hat. Indem er die ethischen Tugenden von denjenigen der

*) R. v. Jhering, Der Zweck im Recht, II, S. 50, 59.

vernünftigen Einsicht (den dianoëtischen) sonderte, wonach dann von seiner Schule die Erörterungen über das ganze Gebiet allgemein als „Ethisches“ (ἠθικά) bezeichnet wurden, hatte er zunächst das ἦθος im Sinne von Charakter und Gemüth im Auge. Da er nun aber den Haupteinfluss auf die Entstehung und Befestigung der sittlichen Eigenschaften bei den Verstandestugenden der Belehrung, bei den Charaktertugenden der Uebung einräumte, schien ihm diese Beziehung schon durch die nahe Verwandtschaft der Wörter ἦθος und ἔθος nahe gelegt *). Auch die neuere Sprachwissenschaft betrachtet diese Wörter als ursprünglich identisch, und sie hat sich also hier für den etymologischen Versuch des alten Philosophen entschieden. Aber in dem Sprachgebrauch seiner Zeit wurde doch die Bedeutung beider als eine verschiedene empfunden. Während das ἔθος, ähnlich dem stammverwandten lateinischen consuetudo, mehr die äussere Angewöhnung betonte, hat bei dem ἦθος der früh eingetretene und noch bei Homer erhaltene engere Gebrauch für die Wohnstätte von Menschen und Thieren eine Uebertragung auf die durch die vertraute Umgebung bewirkte Gemüthsstimmung hervorgerufen, ein Bedeutungswandel, wie er so häufig der Bildung von Bezeichnungen für Seelenzustände und geistige Eigenschaften zu Grunde liegt. Sicherlich hat Aristoteles, als er die auf Gemüth und Charakter beruhenden Tugenden die ethischen nannte, zunächst nur an jene übertragene Bedeutung gedacht, durch die für uns heute noch das „Ethos“ einen von der Sitte specifisch verschiedenen Sinn besitzt, und die etymologische Beziehung auf das ähnlich klingende Wort, das ihm in der Bedeutung „Gewohnheit“ geläufig war, ist ein Gedanke, der dem Philosophen erst durch seine ethische Theorie nahe gelegt wurde; schwerlich aber verdankt umgekehrt diese Theorie jener dem allgemeinen Sprachbewusstsein längst entschwundenen etymologischen Beziehung ihre Entstehung.

Die Römer, wie sie in ihrer philosophischen Terminologie überhaupt auf Entlehnungen aus dem Griechischen angewiesen waren, haben auch auf ethischem Gebiet sich solcher bedient und so vor allem den Ausdruck „moralis“, der dann der „philosophia moralis“ das Dasein gegeben, im directen Anschlusse an Aristoteles geschaffen. Cicero bemerkt an der Stelle, wo er das Wort einführt, ausdrücklich, dass er es, „um die lateinische Sprache zu be-

*) Ethic. Nicom. B, 1, und damit nahe übereinstimmend Magn. moral. A, 6: τὸ γὰρ ἦθος ἀπὸ τοῦ ἔθους ἔχει τὴν ἐπωνομίαν.

reichern“, dem Griechischen ἡθικός nachgebildet habe *). Dass das römische Wort „mos“ keineswegs mit dem Ethos im Aristotelischen Sinne sich deckt, blieb dabei freilich unbeachtet, da der Römer bei seinem mos, mores ursprünglich nur das Aeussere der Sitte sowie die Eigenschaft, sein eigenes Betragen nach der herkömmlichen Ordnung einzurichten, im Auge hatte. Erst in spätlateinischer Zeit ist aus dem Adjectivum moralis die moralitas entstanden **). Aus dem Latein der Kleriker, in welchem dieses Wort eine rasch wachsende Verbreitung gewann, ist es dann in die neueren romanischen Sprachen und das Englische übergegangen. Unser deutsches Wort „sittlich“ aber in seiner mit moralis zusammenfallenden Bedeutung ist höchst wahrscheinlich nichts anderes als eine Art Uebersetzung des letzteren, der dann in ähnlichem Sinne die Uebertragung der moralitas in das Substantivum Sittlichkeit nachgefolgt ist. Hierfür spricht der Umstand, dass noch im Mittelhochdeutschen das Wort sittlich (sitelich) ausschliesslich im Sinne unseres „sittig“, für bescheiden, anständig, der Sitte gemäss gebraucht wird, während das Wort Sittlichkeit überhaupt fehlt ***).

Nehmen wir zu dem Resultat dieser auf den Sprachgebrauch der uns nächststehenden Culturvölker bezüglichen Betrachtungen noch die Thatsache hinzu, dass überall, wo wir sonst das natürliche Sprachbewusstsein befragen, dasselbe immer nur einzelne Tugenden und sittliche Vorzüge zu benennen weiss, so ist der Schluss gerechtfertigt, dass der Gesamtbegriff des Sittlichen überhaupt erst eine That des wissenschaftlichen Nachdenkens sei. Nicht als ob es dem ursprünglichen Bewusstsein ganz und gar an den Vorbereitungen hierzu gemangelt hätte. Lob und Tadel sind gegenüber den Handlungen unserer Mitmenschen so natürliche Aeusserungen, dass sie schon auf der rohesten Stufe des sittlichen Unterscheidungsvermögens nicht gefehlt haben können; und sobald sie vorhanden waren, musste

*) Cicero, De fato, 1. (Opera ed. Orelli, IV, p. 567.)

**) Die Lexica nennen Macrobius als den Schriftsteller, welcher zuerst das Substantivum moralitas gebrauchte. Die einzige Stelle, an der bei Macrobius das Wort vorkommt (Sat., Lib. V, c. 1, 16), enthält es aber nicht im Sinne von Sittlichkeit, sondern es ist von der „moralitas stili“, vom Charakter des Stils, die Rede. Nach Ducange's Glossarium nov. ad script. med. aev. ist der ungefähr um dieselbe Zeit (Ende des vierten Jahrh.) lebende Kirchenvater Ambrosius der Erste, der moralitas im Sinne von morum probitas anwendet.

***) M. Lexer, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. 2. Aufl. Leipzig 1881.

auch das Lobenswerthe, so verschieden es im einzelnen sein mochte, als ein Zusammengehöriges empfunden werden. Doch zwischen dieser instinctiven Vorausnahme und der bewussten Verbindung der besonderen Gestaltungen des Sittlichen in einen Begriff liegt eine Arbeit des abstracten Denkens, welche überall erst von der Wissenschaft geleistet wurde. Da die Begriffsbildungen der letzteren immer den Spuren natürlicher Verbindungen und Unterscheidungen folgten, so haben sie ihrerseits aber auf das allgemeine Bewusstsein und den in der Sprache sich ausprägenden Vorstellungsinhalt desselben mächtig zurückgewirkt.

b. Gut und Böse.

Die deutlichen Spuren dieser Rückwirkung tragen namentlich diejenigen Begriffe an sich, die, noch bevor der Gesamtbegriff des Sittlichen entstand, zu einem Umfange erweitert wurden, in welchem sie im wesentlichen mit den Gegensätzen des Lobens- und des Tadelnswerthen sich deckten. Es sind dies die Gegensatzbegriffe des Guten und Bösen. Keiner Sprache scheinen sie zu fehlen, aber in keiner haben sie ursprünglich genau die nämliche Bedeutung. Während der Inder das Gute mit dem Wahren, das Böse mit dem Falschen zusammenfließen lässt, hat der Grieche bei dem *ἀγαθός* namentlich die Tapferkeit und andere rühmenswerthe Eigenschaften im Auge, eine Beziehung, welche die dem griechischen Geiste eigenthümliche Verbindung des Guten mit dem Schönen nahe legt. In dem lateinischen *bonus* tritt hinwiederum ursprünglich wohl mehr die Segnung mit äusseren Glücksgütern und die damit zusammenhängende Vornehmheit der Geburt hervor, indess das deutsche „gut“ mit der nämlichen Wortsippe zusammenhängt, aus der unser „Gatte“ entsprungen ist, so dass sich etwa „passend“ als die nächste Bedeutung ergibt, ein Begriff, der auf die besondere Werthschätzung der gemeinnützigen Tüchtigkeit hinzuweisen scheint*). Aehnlich verschiedene Färbungen haben in denjenigen Wörtern sich ausgeprägt, welche die Gesamtheit der lobenswerthen Eigenschaften in einem abstracten Gegenstandsbegriff zusammenfassen. Während hier z. B. in der griechischen *ἀρετή* die Nebenbeziehung auf den äusseren Glanz der Tapfer-

*) Bezüglich des Indischen vgl. Abel Bergaigne, *Religion védique d'après les hymnes du Rig-Veda*, p. 179. Ueber das Griechische Leop. Schmidt, *Die Ethik der alten Griechen*, I, S. 289. Ueber das Deutsche Schade, *Alt-deutsches Wörterbuch*, 3. Aufl., S. 358.

keit und sonstigen sittlichen Tüchtigkeit hervortritt, ist in der römischen virtus auf die Mannhaftigkeit und Charakterfestigkeit der Hauptwerth gelegt, und das deutsche Wort „Tugend“ enthält hier in einer unserm heutigen Sprachbewusstsein noch fühlbareren Weise als das Eigenschaftswort „gut“ den Hinweis auf das Taugliche und Passende.

So wird die alte Erfahrung, dass die Wörter einer Sprache im Grunde genommen immer unübersetzbar sind, vielleicht nirgends so sehr als im Gebiet der ethischen Terminologie bestätigt. Freilich aber würde es übereilt sein, wenn man daraus schliessen wollte, dass ursprünglich überhaupt keinerlei Uebereinstimmung hinsichtlich des sittlich Lobens- und Tadelnswerthen geherrscht habe. Gewiss hat dem Inder die Charakterfestigkeit ebenso gut als eine Tugend gegolten wie dem Römer oder Germanen die Wahrhaftigkeit. Nur die relative Werthschätzung der verschiedenen sittlichen Eigenschaften ist eine abweichende. Aber auch dieser Unterschied hat sich schon im natürlichen Entwicklungsgang des Völkerbewusstseins allmählich vermindert, indem die Wortbedeutungen, einer verbreiteten Tendenz der Begriffsbildung Folge gebend, sich fortwährend erweiterten. Die vornehmste unter den lobenswerthen Eigenschaften diente so mehr und mehr zur Bezeichnung des Lobenswerthen überhaupt. Schon die Einheit der sittlichen Persönlichkeit, welche stets verschiedene Tugenden gleichzeitig zur Darstellung bringt, musste zu einer solchen Uebertragung herausfordern, indem sie es nahe legte, den Namen des Guten wie ein äusseres Zeichen zu gebrauchen, welches die Vereinigung aller jener persönlichen Vorzüge andeutete. Den letzten Schritt hat aber auch hier erst die philosophische Ethik gethan. Wie sie die Gesamtbezeichnung des Sittlichen geschaffen, so gewannen auch durch sie die Begriffe des Guten, des Schlechten und der Tugend einen allgemeineren Werth, in welchem die ursprüngliche nationale Färbung der sittlichen Anschauungen bis auf jene unverilgbaren Spuren verschwunden war, deren schliesslich auch die Philosophie sich nicht völlig entäussern kann. So erscheint die allmähliche Ausgleichung der specifischen Bevorzugungen einzelner sittlicher Eigenschaften als ein Vorgang, der durchaus mit der Ausbildung eines Allgemeinbegriffs des Sittlichen zusammenfällt und gleich diesem erst in der von der Wissenschaft geübten ethischen Reflexion sein Ende findet.

Wie es nun ein allgemeiner Charakterzug in der Geschichte des Bedeutungswandels der Wörter ist, dass äussere sinnliche Eigen-

schaften die Bezeichnungen für das Innere und das Geistige hergeben, so tragen insbesondere auch die Namen des Guten und Bösen deutlich noch die Spuren eines solchen sinnlichen Ursprungs an sich; ja dieser Ursprung ist hier augenfälliger als sonst, weil sich hier beide Bedeutungen, die sinnliche und die sittliche, bleibend neben einander erhalten haben. Wir reden noch heute ebensowohl von einer guten Mahlzeit wie von einer guten Handlung, von einem bösen Finger wie von einem bösen Gewissen, und die nämliche Erscheinung wiederholt sich bei den entsprechenden Wörtern auf allen Sprachgebieten. Wo man aber irgend der Spuren des ursprünglichen Wortsinnes habhaft werden kann, da liegt derselbe stets dem Sinnlichen näher als dem Sittlichen, und die Vermuthung ist daher gerechtfertigt, dass die letztere Anwendung erst aus einer wenn auch noch so primitiven Uebertragung hervorgegangen sei. Es ist möglich, dass gerade die Frühzeitigkeit der Uebertragung hier das Fortbestehen der sinnlichen Bedeutung gesichert hat. Denn dieses bildet einen merkwürdigen Contrast zu verhältnissmässig neuen Bestandtheilen des ethischen Wortschatzes, wo irgend ein dem Sittlichen fremdartiger Begriff der ursprünglichere war, der aber durch den ethischen Gebrauch völlig verdrängt wurde*).

Mit der Thatsache, dass bei den Bezeichnungen des Guten und Bösen in sehr früher Zeit schon die Uebertragung des Sinnlichen in das Sittliche stattgefunden hat, hängt möglicher Weise noch eine andere Eigenschaft zusammen, durch die fast ausnahmslos, wie es scheint, die Attribute des Guten und Bösen sich auszeichnen. Sie besteht darin, dass namentlich die Wortbezeichnung des Guten, zumeist aber auch die des Bösen, ursprünglich keine Steigerungsformen besitzt, und dass sich daher die Sprache bei ihrer Bildung der Entlehnung von andern Wortstämmen bedient hat. Man denke an das deutsche gut und besser, an das lateinische bonus und melior, an das griechische ἀγαθός und βελτίων oder ἀμείνων u. s. w. Bei dem Begriff des Bösen oder Schlechten ist die Erscheinung nicht ganz so constant. Zu dem lateinischen malus tritt zwar auch hier die Form peior, aber das Griechische hat frühe schon auf die Entlehnung

*) Eines der auffallendsten Beispiele dieser Art ist das Wort „Egoismus“, das um das Jahr 1700 in der Schule des französischen Cartesianismus entstand, zunächst um im Sinne von Subjectivismus oder Skepticismus gebraucht zu werden, und erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts seine heute allgemein gewordene moralische Bedeutung annahm. Vgl. hierüber meinen Aufsatz „Das Sittliche in der Sprache“, Deutsche Rundschau 1886, XII, S. 70.

verzichtet: schon Homer bildet die Steigerungen κακίων, κάκιστος, und im Deutschen ist nur eine gewisse Neigung zur Vermeidung der unmittelbaren Comparative erhalten geblieben. So sind die Formen böser, der böseste erst im Mittelhochdeutschen aufgetreten, und noch heute werden sie gerne durch fremde Ableitungen, wie schlechter, in der Sprache Luthers durch ärger, ersetzt. Man hat in diesen sprachlichen Erscheinungen einen Hinweis darauf gesehen, dass das Völkerbewusstsein geneigt sei, namentlich dem Guten eine unbedingte Werthschätzung zuzumessen, welche den Gedanken eines Mehr oder Minder ausschliesse*). Dagegen ist jedoch zu bemerken, dass nicht bloss das Böse, sondern auch das Grosse und Kleine bis zu einem gewissen Grade an dieser Eigenschaft theilnehmen, und dass die Bildung von Ableitungen aus verschiedenen Wortstämmen für zusammengehörige Begriffe überhaupt eine Erscheinung ist, die noch sonst, z. B. bei der Bildung des Hilfszeitwortes sein, sich wiederholt hat. Wohl aber scheint diese Erscheinung nur bei sehr alten Wortbildungen vorzukommen, die einer Zeit angehören, in welcher die Sprache Begriffe von verwandter Bedeutung noch verschiedenartigen sinnlichen Anschauungen entlehnen konnte. Darum mag also auch diese Thatsache, ähnlich wie die oben erwähnte der dauernden Fortexistenz der sinnlichen Nebenbedeutung, ein werthvolles Zeugniß bilden für den frühen Ursprung sittlicher Anschauungen. Zugleich ist es wohl charakteristisch, dass dieser Wechsel der Steigerungsformen sich auf eine Gruppe von Eigenschaftswörtern beschränkte, die zur unmittelbaren Bezeichnung eines Menschen Verwendung finden konnten, ohne dass dabei eine Vergleichung mit andern Objecten von ähnlichen Eigenschaften beabsichtigt war. In diesem Sinne lässt sich dann allerdings auch von einem absoluten Werthe reden, den die Sprache den Benennungen der Gute, der Böse, der Grosse, der Kleine beilegte. Diese haben hier aber nur in ähnlichem Sinne eine absolute Bedeutung wie etwa der Eigennamen. Indem sie gleich dem letzteren und manchmal vielleicht geradezu in Vertretung desselben zur festen Bezeichnung bestimmter Persönlichkeiten dienten, lag einem solchen Gebrauch der Gedanke an eine quantitative Vergleichung so ferne, dass in den davon gänzlich verschiedenen Fällen, wo eine derartige Vergleichung in Frage kam, leicht abweichende Wortbildungen entstehen konnten. Immerhin wird man es auch von diesem Standpunkte aus als ein

*) Schmidt, Die Ethik der alten Griechen, I, S. 289.

Zeichen einer besonders häufigen Hervorhebung gerade der lobenswerthen Eigenschaften der Persönlichkeit betrachten können, dass unter allen jenen Bezeichnungen wieder der Name des Guten in der Regelmässigkeit des Mangels normaler Steigerungsformen den Vorrang behauptet hat.

Der in diesen Thatfachen hervortretende Einfluss der sittlichen Persönlichkeit verräth sich nun nicht minder in den Erscheinungen der Entwicklung und Differenzirung der einzelnen sittlichen Vorstellungen. Auch hier weisen die sprachlichen Bezeichnungen überall darauf hin, dass das Sittliche ursprünglich innig gebunden ist an die Person und deren Handlungen, und dass es nur langsam von diesem Substrate sich löst, indem die Sittlichkeitsbegriffe selbst eine gegenständliche Bedeutung gewinnen, so dass sie auch ohne unmittelbare Beziehung auf den concreten Inhalt sittlicher Lebenserscheinungen zu Objecten des Denkens gemacht werden können.

2. Die Entwicklung der sittlichen Einzelbegriffe.

a. Die Trennung der ethischen Begriffe von ihrem Substrat.

Die allmähliche Lösung der einzelnen Begriffe von dem Substrat sittlicher Persönlichkeiten und Handlungen, an das sie ursprünglich gebunden sind, ist ein Vorgang, der mit der Bildung der ethischen Allgemeinbegriffe in innigstem Zusammenhange steht. Ein Gesamtbegriff des Sittlichen wird ja dann erst möglich sein, wenn sich dieser Process der Trennung im einzelnen bereits vollzogen hat. Darum ist die Unterscheidung der Gegensätze des Guten und Bösen, die den Keim zu jenem Gesamtbegriffe in sich schliesst, ursprünglich vollständig verschmolzen mit der sinnlichen Vorstellung einer Persönlichkeit, die durch ihre Handlungen die Bewunderung oder die Missbilligung ihrer Mitmenschen wachruft.

Gerade die persönlich gebrauchten Eigenschaftsbezeichnungen scheinen nun aber in diesem Falle in einer verhältnissmässig frühen Zeit schon in die sachlich gedachten Begriffe des Guten und des Bösen übergegangen zu sein, indem die Beziehung auf begehrens- und verabscheuenswerthe Gegenstände ein Mittelglied bildete, durch das sich der sachliche Gebrauch dieser Wörter allmählich befestigte, so dass nun der Schritt zu ihrer noch abstracteren sittlichen Verwerthung leichter geschehen konnte. So ist das Gut, bonum, τὸ ἀγαθόν im Sinne von Glücksgütern, bezogen also auf sinnliche Gegen-

stände, sicherlich der Anwendung des nämlichen Wortes auf sittliche Handlungen und Gesinnungen vorangegangen, und es mag wohl sein, dass dies letztere ursprünglich als eine ähnliche Art metaphorischer Uebertragung empfunden wurde, wie wir es heute noch thun, wenn wir z. B. die Tugend ein Gut nennen.

Aber wie in der Mannigfaltigkeit ihrer Bedeutungen die Bezeichnungen des Guten und Bösen eine gewisse Ursprünglichkeit bewahrt haben, so ist dies auch darin geschehen, dass dieselben gerade in ihrer ethischen Anwendung als abstracte Gegenstandsbegriffe noch deutlich den Charakter substantivirter Adjective besitzen. In vielen anderen Fällen hat dieser Ursprung aus der Eigenschaft sich verwischt, indem die Ableitung einer älteren, unserem Sprachgefühl entrückteren Periode der Sprachgeschichte angehört. Nichts desto weniger ist sie immer vorhanden: wo überhaupt ein abstracter ethischer Begriff auf seine Anfänge zurückverfolgt werden kann, da ist ihm dieser Ausgangspunkt an die Stirn geschrieben. So trägt die Tugend von dem Taugenden (althochd. *tugan taugen*), das Laster von dem Tadelnswerthen (*lahan tadeln*), die *virtus* (Mannheit) von dem *vir* ihren Namen. Am deutlichsten aber wird die Gebundenheit der ethischen Begriffe an den Thatbestand der sittlichen Persönlichkeiten und Handlungen in denjenigen Bezeichnungen fühlbar, welche, durch Zusammensetzung gebildet, einer verhältnissmässig späten Periode der Sprachentwicklung angehören. So bildet der Grieche aus dem *ἀγαθός* die *ἀνδραγαθία*, aus dem *δίκαιος* die *δικαιοσύνη*, aus dem *ἐδσεβής* die *ἐδσεβεία*, aus dem *σώφρων* die *σωφροσύνη* u. s. w. Nächst dem Griechischen erfreut sich besonders das Deutsche einer fast unbeschränkten Fähigkeit zur Bildung solcher Zusammensetzungen. Diese sind aber, wahrscheinlich in Folge der hier noch später vor sich gegangenen Differenzirung der Begriffe, vorherrschend nicht bloss wie dort durch unmittelbare Ableitung von einem persönlich gebrauchten Eigenschaftsbegriff, sondern häufiger noch aus bereits vorhandenen substantivischen Formen hervorgegangen, die nun zumeist erst durch die Zusammensetzung ihre specifisch ethische Eigenschaft angenommen haben. So, neben der Sittlichkeit selbst, der Edelmuth, das Mitleid, die Schadenfreude, der Eigennutz, die Selbstliebe, die Selbstsucht und manche andere. In vielen Fällen sind dann wieder, so zu sagen in einer rückwärtsschreitenden Begriffsbewegung, aus diesen spät entstandenen Begriffen Eigenschaftsbezeichnungen gebildet worden, wie der Edelmüthige, Mitleidige, Eigennützte u. dergl. Sichtlich

aber haben wir es hier überall mit einem Wortschatze zu thun, der bereits unter dem starken Einflusse der wissenschaftlichen Reflexion steht, so dass nur die Bestandtheile, aus denen die ethischen Begriffe gebildet wurden, nicht diese selbst als Eigenthum des ursprünglichen Völkerbewusstseins in Anspruch zu nehmen sind.

Man hat einen bedeutsamen ethischen Zug der Sprache darin gesehen, dass sie zur Bezeichnung der Formen des Unsittlichen vorzugsweise die negative Ausdrucksform gewählt habe, und dass sie zwar überall die Tugenden durch Hinzufügung einer Negation in Laster, nicht aber umgekehrt auf demselben Wege diese in jene verwandeln könne. So stelle sie dem Recht das Unrecht, dem Frieden den Unfrieden, der Sitte die Unsitte gegenüber; so bilde sie ferner aus der Tugend die Untugend, aus der Ehre die Ehrlosigkeit, aus der Treue die Untreue u. s. w.; zu Laster, Geiz, Hass, Stolz u. dergl. habe sie aber keine Negationen gebildet. Man meint hierin einen Beweis dafür zu erblicken, dass einerseits vielfach der Begriff des sittlich Lobenswerthen früher vorhanden gewesen sei als sein Gegentheil, und dass anderseits dem Sprachbewusstsein zwar das Laster als eine blosse Negation der Tugend erscheine, nicht aber umgekehrt *).

Doch, wenn es schon misslich ist, auf sprachliche Erscheinungen, die vielfach nur unserem neueren deutschen Sprachgebrauch angehören, so weittragende Schlüsse zu bauen, so sind hier nicht einmal die Thatfachen als vollständig zutreffend anzuerkennen. Abgesehen davon, dass gerade die fundamentalsten Gegensätze, wie Gut und Böse, Tugend und Laster, in positiver Form sich ausgeprägt haben, lassen sich den Beispielen, wo die sittlich lobenswerthe Eigenschaft durch eine Negation aufgehoben wurde, zahlreiche andere gegenüberstellen, in denen das Umgekehrte eingetreten ist. So bildet die Sprache aus der Schuld die Unschuld, aus der Sünde die Sündlosigkeit, aus dem Neid die Neidlosigkeit, aus der Selbstsucht die Selbstlosigkeit. Sie wählt die Ausdrücke arglos, harmlos, furchtlos, unschädlich, unbescholten, unbestechlich, unbefleckt, unanständig u. s. w., Ausdrücke, die sämmtlich eine lobenswerthe sittliche Eigenschaft durch die Negation ihres Gegentheils bezeichnen. Wenn nun gleichwohl ein geringes Uebergewicht auf Seiten der negativ be-

*) R. v. Jhering, Zweck im Recht, II, S. 78 ff.

nannten Laster bleiben dürfte*), so ist dies aber sicherlich keine den ethischen Begriffen als solchen zukommende Eigenschaft, sondern eine Thatsache, die sich über alle die Dinge erstreckt, die des Menschen Lust oder Unlust erregen können. Wo nicht besondere und in der Regel leicht erklärliche Bedingungen zu einer Abweichung vorliegen, da wird mit Vorliebe das Lusterregende positiv, das Unlusterregende negativ bezeichnet. Mit Unrecht würde man aber hieraus schliessen, dass die Lust früher gewesen sei als der Schmerz. Ist es doch eine alte psychologische Bemerkung, dass diese Gegensätze innig an einander gebunden sind; jedenfalls wird man annehmen dürfen, dass sie so alt oder sogar älter sind wie der Mensch selber, da sich uns die deutlichsten Spuren dieser Gefühle schon bei den Thieren verrathen. Lange bevor die Sprache sich entwickelt hat, waren also die Gegensätze schon da, um deren Bezeichnung es sich hier handelt. Dass dann der eine von je zwei contrastirenden Begriffen durch die Negation des anderen ausgedrückt wurde, war um so naheliegender, je mehr man dieselben als Gegensätze empfand. Wenn nun hierbei vorzugsweise häufig das Unlusterregende mit der Negation verbunden wird, so ist dies allerdings kein Zufall. Gewiss liegt aber der Grund nicht darin, dass nur der positiv bezeichnete Begriff einen positiven Inhalt hat, der negative als seine blosse Verneinung erscheint. Ist doch mit Bezug auf die sinnlichen Gefühle, wo wir ebenfalls das Unangenehme dem Angenehmen, das Unglück dem Glück gegenüberstellen, gerade im Gegentheil mehrfach behauptet worden, dass die Lust der Hauptsache nach nur in dem Fehlen von Unlust und Schmerz bestehe. Wenn das auch eine Uebertreibung nach der andern Seite ist, so bleibt doch so viel mindestens wahr, dass im allgemeinen jeder der beiden Gegensatzbegriffe, und im einzelnen Fall bald mehr der eine bald mehr der andere, einen positiven Inhalt besitzt. Die Tugend ist mehr als eine blosse Negation des Lasters, aber auch das Laster ist keine blosse Negation der Tugend, ebenso wenig wie der Schmerz eine blosse Negation der Lust ist.

*) Ich habe mit Hilfe einiger Wörterbücher eine kleine Statistik der im Deutschen mit „Un“ anfangenden Wörter, welche sittliche Begriffe bezeichnen, ausgeführt. Es ergab sich, dass die auf diese Weise negativ bezeichneten tadelnswerthen Eigenschaften zu den lobenswerthen ungefähr im Verhältnisse von 3:2 stehen. Noch grösser ist, wenn man die mit dem privativen „In“ gebildeten Wörter zum Massstabe nimmt, der Unterschied im Lateinischen, wo das nämliche Verhältniss annähernd 3:1 erreicht.

Es gibt einen andern Grund, der, wie ich glaube, diese Anziehungskraft, welche das Unlusterregende und Tadelnswerthe auf die Negation ausgeübt hat, vollkommen begreiflich macht: er liegt in der psychologischen Verwandtschaft der Unlustaffecte und der logischen Function der Verneinung. Wie die Verneinung eine als möglich vorgestellte Behauptung zurückweist, so wendet der Unlustaffect sich ab von dem schmerzzerregenden Gegenstand. In beiden Fällen handelt es sich um Willensrichtungen von abwehrendem Charakter; auch die logische Negation ist daher — und bei energischen Urtheilsacten sogar in sehr ausgeprägter Weise — von einer Gefühlsfärbung begleitet, die den Charakter eines Unlustgefühls an sich trägt. Unter diesen Umständen ist es wohl begreiflich, dass die sittliche Missbilligung leichter mit dem Ausdruck der Negation sich verbindet als die sittliche Anerkennung. Wenn aber hieraus überhaupt auf die Entwicklung der sittlichen Vorstellungen ein Schluss gemacht werden kann, so ist es der, dass dieselben, wie dies noch jetzt ihre Ausprägung in gegensätzlichen Begriffen andeutet, mit der Bethätigung des Bewusstseins in Lust- und Unlustaffecten innig zusammenhängen.

In der That weisen nun mannigfache andere sprachliche Erscheinungen darauf hin, dass diese Beziehung der sittlichen Billigung und Missbilligung zu den sinnlichen Gefühlen nicht etwa bloss eine äussere Analogie ist, sondern dass sie auf einer ursprünglichen Einheit beruht, indem aus dem sinnlichen Gefühlsinhalt des Bewusstseins die sittlichen Gefühle durch eine specifische Differenzirung hervorgegangen sind. Die fortwirkende Kraft dieser Differenzirung, deren erste Anfänge sich selbstverständlich jeder Nachweisung entziehen, verräth sich in einer Verinnerlichung der sittlichen Begriffe, mit der ein stetiger und in der Regel in gleicher Richtung stattfindender Bedeutungswandel des ethischen Wortschatzes verbunden ist.

b. Die Vertiefung der sittlichen Anschauungen.

Im Vergleich mit der bei den Allgemeinbegriffen des Guten und Bösen besprochenen Uebertragung sinnlicher Bedeutungen auf das sittliche Gebiet könnte man den hier in Frage kommenden Bedeutungswandel einen latenten nennen. Der Gesamtcharakter der Begriffe bleibt erhalten, aber die tieferen Beziehungen derselben und ihr Gefühlswerth verändern sich. Dabei geschieht diese Veränderung so langsam, dass man meist verhältnissmässig weit von

einander abliegende Culturperioden vergleichen muss, um ihr Vorhandensein überhaupt zu entdecken. Und doch entstehen auf diesem Wege im Laufe der Zeiten so gewaltige Unterschiede, dass schliesslich die übereinstimmend bezeichneten ethischen Anschauungen fast nur noch durch den Zusammenhang der Entwicklung und durch den allgemeinen Sinn der sittlichen Billigung und Missbilligung verbunden erscheinen.

Einen sprechenden Beleg für diesen stetigen Wandel der Anschauungen bietet die Allgemeinbezeichnung der Tugend selbst. Offenbar von Anfang an vorzugsweise im Sinne der sittlichen Billigung gebraucht, ist doch die begriffliche Färbung des Wortes zunächst, dem nationalen Charakter entsprechend, bei den verschiedenen Culturvölkern eine abweichende. Während das deutsche Wort, wie schon erwähnt, die Tauglichkeit, wahrscheinlich im Sinne der Brauchbarkeit für die Geschäfte des Kriegs wie des Friedens, hervorhebt, weisen die griechische Arete wie die römische Virtus auf andere, auch unter sich wieder verschiedene Grundbedeutungen hin. Am nächsten steht dem Deutschen das Griechische. Aber wie das Zeitwort ἀρτάνω die Bedeutungen des Taugens und des Gedeihens in sich vereinigt, so unterscheidet sich auch die Arete von der Tugend von Anfang an dadurch, dass sich in ihr der Begriff der Tüchtigkeit mit dem des durch sie bewirkten Ansehens bei Andern vereinigt*). Dem Griechen genügt nicht der Werth der Person oder der Handlung an sich; beide müssen auch die ihnen gebührende Stellung in den Augen der Welt einnehmen. Nur wenn sich die Tüchtigkeit des Charakters mit der Schönheit der Erscheinung verbindet, hat sie Aussicht sich Geltung zu verschaffen. Darum spielen in dem Begriff der Arete die Elemente der Tüchtigkeit, der Schönheit und des äusseren Ansehens in einander. Ursprünglich ist unter diesen Elementen das äusserlichste, dasjenige des Ansehens, sichtlich das überwiegende. Mehr und mehr lässt aber dasselbe, namentlich bei den Dichtern und Rednern der attischen Periode, den persönlichen Eigenschaften, die das Ansehen bewirken, den Vorrang, bis endlich in der philosophischen Ethik unter diesen persönlichen Eigenschaften wieder diejenigen, die sich auf die allgemein menschlichen und socialen Pflichten beziehen, auf die Ehrfurcht vor den Eltern, die Ausübung der Gastfreundschaft, die Leitung der Angelegenheiten der Familie und des Staates, vorzugsweise zum Begriff der

*) L. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen, I S. 295 ff.

Arete erfordert werden, wogegen die mehr äusserlichen Vorzüge der Schönheit, Stärke, Unerschrockenheit u. dergl., auf die sonst der Hauptwerth gelegt wurde, zurücktreten.

Eine ähnliche Entwicklung hat der römische Begriff der Virtus zurückgelegt. Ursprünglich deckt er sich, wie schon Cicero bemerkte, fast völlig mit dem der männlichen Festigkeit, der Fortitudo. Allmählich ist dann auch hier unter dem Einfluss der Dichtung und Philosophie, die freilich ihrerseits durch das griechische Vorbild mitbestimmt waren, eine Vertiefung der Bedeutung eingetreten, durch die das Wort vorzugsweise den Sinn der moralischen Vortrefflichkeit annahm. Vielleicht aber verräth sich die äussere, dem eigentlichen Volksbewusstsein fremde Beeinflussung dieses Vorgangs in der merkwürdigen Thatsache, dass das römische Wort mehr als das deutsche und selbst mehr als das griechische neben seiner neuen die ältere und äusserliche Bedeutung bewahrt hat. So wird fortan nicht nur die Tapferkeit des Soldaten, sondern auch die Geschicklichkeit des Redners oder selbst die Gesundheit des Körpers gelegentlich eine Virtus genannt. Der erste Schritt der Vertiefung ist hier geschehen; zur ursprünglich äusseren ist eine innere Bedeutung hinzugetreten, und diese hat allmählich sogar den Vorzug errungen; aber der zweite Schritt, die völlige Abstreifung der äusseren Bedeutung, hat sich noch nicht vollzogen. Gleichwohl erhellt aus diesen drei verschiedenen Entwicklungen der Tugend, der Arete und der Virtus, dass dieselben auf eine Aufhebung der anfänglichen nationalen Unterschiede abzielen, ohne sie freilich jemals ganz zu erreichen; und der Einfluss des philosophischen Nachdenkens auf diesen Ausgleichsvorgang lässt sich auch hier wieder nicht verkennen.

Die gleiche Entwicklung ist bei allen jenen Wörtern zu verfolgen, die einzelne Seiten des ethischen Charakters oder der ethischen Werthschätzung ausdrücken, sofern dieselben nur überhaupt älteren Ursprungs sind. So, wenn wir uns hier auf das Gebiet des Deutschen beschränken, abgesehen von den früher schon besprochenen Gegensätzen des Guten und Bösen, Wörter wie gerecht, fromm, stolz, tückisch, schlecht, die Achtung, die Würde, die Ehre u. a. Gerecht ist ursprünglich, übereinstimmend mit dem lateinischen rectus, wer den geraden Weg geht. Es wird in der älteren Sprache im Sinne von geschickt oder tauglich angewandt und führt zurück auf die Wurzel reg, deren Urbedeutung wohl in dem lateinischen regere, lenken, am treuesten erhalten ist. Aus ihr ist auch

das Substantivum Recht in der Bedeutung der äusserlich gesetzten socialen Ordnung hervorgegangen. Dieser Begriff des Rechts hat dann wohl auf die Auffassung des Gerechtheits herübergewirkt: als gerecht gilt nunmehr, wer dem Rechte gemäss handelt, der Schuldlose, und damit ist erst der moralische Inhalt des Begriffs gesichert.

Zu fromm hat sich in unserem Verbum „frommen“ für nützen, fördern noch einigermassen die Urbedeutung erhalten. Der Fromme ist der Nützliche, Treffliche, in einer noch früheren Zeit vielleicht der Vorderste, da das gothische fruma vollständig dem lateinischen primus entspricht: der allgemeine Begriff des Vorrangs hat sich also hier zuerst zu dem des Vorzugs durch persönliche Eigenschaften, und dieser endlich zu dem der gottesfürchtigen, religiösen Gesinnung verengt*). Einen ähnlichen Wandel hat der Begriff edel erlebt, nur dass sich die Beziehung auf den Adel der Geburt, mit dem auch das Wort ursprünglich zusammenhängt, neben der überwiegend gewordenen moralischen Bedeutung, wenn auch in seltenerem Gebrauche, erhalten hat.

Der nämliche Rückgang vom Aeusseren auf das Innere begegnet uns bei den Ausdrücken der sittlichen Missbilligung. Das Eigenschaftswort stolz bezieht sich in älterer Zeit ausschliesslich auf einen eiteln, prahlerischen Menschen, so dass man sogar, obgleich wohl mit Unrecht, an eine Entlehnung aus dem lateinischen stultus oder, vielleicht mit grösserem Recht, an eine Beziehung zu dem altgermanischen Wort Stelze gedacht hat. Die Tücke ist ein missverständener Plural zu dem älteren Wort Tuck, und dieses bezeichnet einen rasch und unversehens ausgeführten Schlag. Ein erlaubtes Mittel im Kampf oder Kampfspiel, hat das Wort, wie so manches andere, seine üble Nebenbedeutung erst durch die Uebertragung auf die inneren Eigenschaften des Charakters erhalten. Ein merkwürdiges Paar ähnlicher moralischer Eigenschaftswörter sind endlich schlimm und schlecht. Heute bedeuten sie uns ungefähr das nämliche, ursprünglich sind sie Gegensätze. Schlimm (mittelhochd. slimp) ist schief, und schlecht (sleht) ist gerade. Durch die Zwischenbedeutungen des Einfachen, Schlichten, Geringen hat, wie man annimmt, das Schlechte seinen Uebergang in malam partem gefunden. Die Verbindung „schlecht und recht“ hat sich aus der Sprache Luthers noch heute im Sinne einer verstärkenden Häufung synonymen Attribute erhalten. Dass beide Wörter von einer fast

*) Grimm's Wörterbuch, IV, 1, S. 239.
Wandt, Ethik. 2. Aufl.

übereinstimmenden Urbedeutung aus sich zu Gegensätzen entwickelten, ist nur durch jene Uebertragung von aussen nach innen möglich, bei der ein und dasselbe sinnliche Bild je nach der Beleuchtung, in der es gesehen wird, einen völlig abweichenden Gefühls- und Begriffswerth gewinnen kann. Im einen Fall wird das Gerade zum Symbol eines guten, Trug und Winkelzüge verschmähenden Charakters; im andern Fall kann es die beschränkte, nur niedrige und selbststüchtige Zwecke verfolgende Gesinnung bezeichnen.

Wie in den bisher besprochenen Beispielen die Vertiefung der Bedeutung darauf beruht, dass äussere Eigenschaften in innere übergehen, so kann nun das nämliche Resultat auch erreicht werden, indem Ausdrücke, die sich auf die Werthschätzung der Eigenschaften durch Andere beziehen, in ähnlichem Sinne ihre Bedeutung verändern. Denn in Ausdrücke für moralische Eigenschaften, wie Gut und Böse, und in Ausdrücke für die Werthschätzung moralischer Eigenschaften, wie Achtung und Verachtung, theilt sich überhaupt der gesammte ethische Wortschatz der Sprache. Bei der zweiten dieser Classen kann aber zugleich noch die weitere Veränderung stattfinden, dass Bezeichnungen, die ihr angehören, in Begriffssymbole der ersten Classe sich umwandeln, dass sie also ihre objective gegen eine subjective Bedeutung eintauschen, eine Veränderung, die im allgemeinen ebenfalls dem Process der Verinnerlichung der sittlichen Anschauungen zuzurechnen ist. Denn die sittliche Charaktereigenschaft hat unter allen Umständen einen höheren ethischen Gefühlswerth als der ihr entsprechende Ausdruck des Lobes oder Tadels oder der sonstigen äusseren Folgen der sittlichen Gesinnungen und Handlungen. An dem Edelmuth des Charakters haftet ein intensiveres Gefühl als an Lob und Billigung; und ähnlich überragen Sünde und Schuld die Vorstellungen von Sühne und Strafe. Während der Begriff der Tugend von Anfang an subjectiv ist, aber sich vertieft durch die Verinnerlichung der Eigenschaften, auf die er sich bezieht, wirkt bei dem Laster zu dem nämlichen Erfolg noch das andere Moment mit, dass das Wort ursprünglich nur den Tadel bezeichnet, der von andern ausgesprochen wird, und allmählich erst auf die tadelnswerthen Eigenschaften selbst übergeht.

Es kann aber auch der ethische Begriff seinen objectiven Inhalt bewahren und nur von der Beurtheilung des Aeussern auf die des Innern übertragen werden. So bezeichnet die Achtung ursprünglich die Aufmerksamkeit, die man einem Andern vermöge seines Vorrangs erweist, entsprechend dem noch heute erhaltenen

Sinn von Wörtern wie beachten, achtgeben u. dergl. Mit der Beschränkung auf die moralischen Eigenschaften hat sich zugleich die Intensität der Bedeutung verstärkt. Die Würde hängt zusammen mit dem Werth. Würdig ist, was Werth besitzt. Der Werth geht aber, ähnlich dem gleichbedeutenden griechischen Wort *τίμη*, zunächst auf den Kaufpreis oder auf andere äussere Leistungen, um die ein schätzbarer Gegenstand erworben werden kann. Hier hat also zugleich wieder ein Uebergang von der äusseren Schätzung in die Charaktereigenschaft stattgefunden. Am deutlichsten ist die materielle Basis dieser Vorstellungen in dem lateinischen Wort *aestimare* erhalten geblieben, wo das *aes* (Erz, Geld) unmittelbar die Schätzung um Geldwerth andeutet. Aehnlich verhält es sich wahrscheinlich mit dem deutschen Ehre, wo der charakteristische Bedeutungswandel mehrere Stufen zu umfassen scheint. Ursprünglich die Gabe bezeichnend, die nach dem Werth dessen sich richtet, was durch sie erreicht oder erkauft werden soll, hat sich die Bedeutung zunächst theilweise auf diesen Werth selbst zurückgezogen, also den Wandel aus dem Objectiven ins Subjective erfahren, wobei aber doch die objective Bedeutung miterhalten blieb. Wir reden noch heute von einem Mann von Ehre, ebenso wie von einem Mann, dem Ehre widerfährt. In diesen beiden neben einander beharrenden Bedeutungen hat sich dann aber der moralische Sinn des Wortes zusehends vertieft. Ursprünglich auf den äusseren Glanz gehend, den Jemand um sich verbreitet, oder durch den er von Andern ausgezeichnet wird, ist es allmählich vorwiegend zur Charaktereigenschaft und ihrer Schätzung geworden, wenn auch in mannigfachen Formen des Gebrauchs, wie in dem Ehrengeschenk, dem Ehrentag, den Ehrenzeichen u. s. w., Merkmale jenes äusseren Glanzes, den das Wort einst verbreitete, noch sich erhalten haben.

Zugleich zeigt aber dieses Wort noch eine Beziehung, die auch sonst in dem ethischen Wortschatz tiefe Spuren zurückgelassen hat. Eine der hervorragendsten Bedeutungen der Ehre aus der Zeit der vorwiegend objectiven Verwendung des Begriffs ist die der Gottesehre, des Cultus*), ähnlich wie auch in dem lateinischen *honor* und dem griechischen *τίμη* besonders in älterer Zeit der Sinn der Ehrenbezeugung gegenüber den Göttern im Vordergrund steht. So ist überhaupt bei allen den Bezeichnungen, welche dem Vorstellungskreis der sittlichen Billigung und Missbilligung angehören, die reli-

*) Grimm's Wörterbuch, III, S. 54.

giöse Beziehung eine sehr allgemeine, ja sie erstreckt sich nicht selten auf die Gegensätze des Guten und Bösen und andere ethische Attribute. Namentlich auf indogermanischem Sprachgebiet sind diese Beziehungen zum Cultus der Götter zahlreich, und sie haben sich am lebendigsten bei den Indern erhalten, entsprechend der ungeheuren Bedeutung, welche hier Opfer und andere äussere Cultushandlungen für die sittliche Werthschätzung besaßen*). In diesen frühesten Spuren der Entwicklung ethischer und religiöser Begriffe weist die Sprache schon auf einen Einfluss hin, der uns in ausgeprägterer Gestalt noch bei dem sittlichen Inhalt der religiösen Vorstellungen selbst sowie bei den ursprünglichen Formen der Sitte begegnen wird. In dem allgemeinen Ergebniss aber, dass die ethischen Begriffe erst allmählich ihren specifischen Inhalt erworben und sich von der Beimengung fremdartiger Elemente befreit haben, trifft diese Zurückführung sittlicher Vorstellungen auf eine religiöse Wurzel mit den früher betrachteten Erscheinungen zusammen.

So führt uns die Sprache auf verschiedenen Wegen zu der Ueberzeugung, dass die sittlichen Vorstellungen in der Form, in welcher sie heute unser sittliches Bewusstsein kennt, die Erzeugnisse einer langen Entwicklung sind, bei der eine fortschreitende Vertiefung und Verinnerlichung derselben eingetreten ist; und zahlreiche That-sachen bezeugen es, dass Dichtung und Philosophie auf diesen Process einen mächtigen Einfluss ausübten. Zwar lassen sich die Erscheinungen der Sprache nicht unmittelbar in ethische Vorgänge zurückübersetzen, weil die Vorstellungen selbst von den Hilfsmitteln ihrer Bezeichnung verschieden sind, und weil hier wie überall das äussere Zeichen dem inneren Vorgang erst nachfolgt. Aber da anderseits doch keine wichtigere Aenderung in der Vorstellungswelt des Bewusstseins geschehen kann, ohne ihre Wirkungen auf die Hilfsmittel des Gedankenausdrucks zu üben, so werden wir immerhin annehmen dürfen, dass die Entwicklung der ethischen Vorstellungen im selben Sinne vor sich gegangen ist wie der Bedeutungswandel der Bestandtheile des ethischen Wortschatzes. Der letz-

*) Vgl. A. Pictet, *Origines indo-européennes*, 2. édit., III, p. 298, 461 ff. Innerhalb der Begriffe des Guten und Bösen scheint besonders in dem lateinischen *malus*, sanskr. *malas* die Beziehung auf den religiösen Cultus erhalten zu sein. Zusammenhängend mit griech. μέλας schwarz, sanskr. *malam* Schmutz, führt man es auf eine Wurzel *mal* mit der Urbedeutung besudeln, beflecken zurück. Curtius, *Gr. Etym.*, 5. Aufl., S. 370.

tere zeigt uns nun namentlich zwei allgemeine Thatsachen, die wohl als die bedeutsamsten in diesem ganzen Process anzusehen sind. Die erste besteht darin, dass von äusseren Vorzügen der körperlichen Anlage und Uebung sowie von der äusseren Befolgung der Vorschriften des Cultus und der Sitte die Werthschätzung mehr und mehr auf die inneren Eigenschaften des Charakters und der Gesinnung übergeht; die zweite darin, dass die praktische Tüchtigkeit mit Rücksicht auf den Nutzen, welchen die Leistungen des Einzelnen seinen Genossen oder der Gesellschaft gewähren, ursprünglich den vorwiegenden Massstab der Werthschätzung abgeben, worauf allmählich erst individuelle Eigenschaften, von denen der Andere einen unmittelbaren Vorthail nicht erwarten kann, neben jenen sich Geltung erringen. Auf beiden Wegen vertiefen sich die sittlichen Vorstellungen, auf dem zweiten befreien sie sich namentlich von selbstsüchtigen Motiven.

c. Die Allgemeingültigkeit der sittlichen Vorstellungen.

Durch die obigen Folgerungen wird schliesslich noch eine Frage nahegelegt, auf welche uns die Geschichte des ethischen Wortschatzes eine unmittelbare Antwort nicht geben kann. Es ist die Frage, ob die rohen Ursprünge dieser Entwicklung überhaupt noch mit dem entwickelten sittlichen Bewusstsein vergleichbar sind, ob sie die Anfänge dieses letzteren schon in sich schliessen, oder ob sich nicht vielleicht aus ihnen ganz andere, ja entgegengesetzte Vorstellungen über Recht und Unrecht entwickelt haben könnten. So wichtig es ist, dass der Mensch überall irgend welche Eigenschaften und Handlungen billigt und andere missbilligt, so macht doch die Existenz solcher Gegensätze des Urtheils noch keinerlei Uebereinstimmung in den Motiven desselben erforderlich, und auch der Umstand, dass gewisse sinnliche Eigenschaften, wie Gesundheit und körperliche Stärke, geschätzt und ihre Gegensätze missachtet werden, beweist für unseren Fall nichts, da diese Eigenschaften selbst sittlich gleichgültig sind. Wenn auf den ursprünglichen Stufen das Sittliche vollständig in dem Sinnlichen aufgeht, so scheint es also an sich nicht undenkbar, dass sich das erstere nach entgegengesetzten Richtungen entwickeln könnte.

Hier kommen nun aber zwei Erscheinungen in Betracht, welche zwar nicht für eine ursprüngliche Gleichheit sittlicher Vorstellungen, wohl aber für übereinstimmende sittliche Anlagen in die Schranken

treten. Die erste besteht darin, dass die sinnlichen Eigenschaften, die der Naturmensch rühmlich findet, den sittlichen, die der Culturmensch bevorzugt, in ihrem Gefühlscharakter wie in ihren causalen Beziehungen verwandt sind. Körperliche Gesundheit und physische Kraft sind stets die normalen sinnlichen Grundlagen des Muthes, der Tapferkeit, der Fertigkeit gewesen; sie sind es selbstverständlich auf roheren Stufen weit mehr als bei entwickelter sittlicher Cultur, aber bis zu einem gewissen Grade werden sie es vermöge der sinnlichen Natur des Menschen wohl immer bleiben. Eben desshalb werden wir aber auch annehmen dürfen, dass ursprünglich schon mit der Werthschätzung der physischen Kraft eine Schätzung der von ihr getragenen ethischen Eigenschaften verbunden gewesen sei. Die zweite Erscheinung besteht darin, dass aus den übereinstimmenden sinnlichen Anlagen des menschlichen Bewusstseins schliesslich übereinstimmende sittliche Anschauungen sich wirklich entwickelt haben. Gegentheilige Behauptungen beruhen entweder auf übertreibenden Schilderungen der sinnlichen Vorstufen des sittlichen Bewusstseins oder auf einer übermässigen Betonung jener specifischen Färbungen des sittlichen Lebens, welche die wechselnden Bedingungen der Cultur und des nationalen Charakters mit sich führen. Kein Unbefangener kann sich der Ueberzeugung verschliessen, dass die Unterschiede hier schliesslich nicht grösser sind als auf intellectuellem Gebiete, wo trotz aller Mannigfaltigkeit der Anschauungen und Denkrichtungen doch die Allgemeingültigkeit der Denkgesetze feststeht.

Hiernach wird eine objective Interpretation der sprachlichen Zeugnisse der Ansicht gewisser Anthropologen, welche die sittlichen Ideen für eine späte, auf einige Culturvölker beschränkte Erfindung halten, ebenso ihre Zustimmung versagen wie der Meinung derjenigen Philosophen, welche jene Ideen für ein ursprüngliches Besitzthum des menschlichen Bewusstseins erklären. Wie alle unsere Anschauungen und Begriffe, so sind auch die sittlichen einer Entwicklung unterworfen; aber die Keime dieser Entwicklung sind von Anfang an gleichartig, und die Entwicklung selbst erfolgt, bei grosser Mannigfaltigkeit im einzelnen, nach übereinstimmenden Gesetzen.

Doch die Sprache verräth uns in dem Wortschatz der sittlichen Begriffe und in dessen Wandlungen nur die äusseren Spuren der gewaltigen Entwicklung, die das sittliche Bewusstsein selbst zurückgelegt hat. Der grosse Werth dieser Spuren besteht vor allem in der vollkommenen Objectivität der sprachlichen Zeugnisse, in der

keine andere Art der Ueberlieferung es mit ihnen aufnehmen kann. Wollen wir aber die Bedingungen dieser in der Sprache sich verrathenden Entwicklung ermitteln, so müssen wir nach andern Zeugnissen uns umsehen, die, statt auf die äusseren Zeichen der sittlichen Vorstellungen, auf diese selbst sich beziehen. Für solche Zeugnisse bieten sich hauptsächlich zwei Quellen dar. Die eine besteht in den religiösen Anschauungen, die andere in den durch Sitte und rechtliche Normen geregelten socialen Erscheinungen. In den Religionsanschauungen verrathen sich vorzugsweise die inneren Motive, in den socialen Erscheinungen die äusseren Zwecke des sittlichen Strebens. Beide aber sind wieder beeinflusst durch Naturumgebung und Culturbedingungen.

Zweites Capitel.

Die Religion und die Sittlichkeit.

1. Mythos und Religion.

a. Die Religion.

In der Frage nach dem Zusammenhang der religiösen und der sittlichen Anschauungen ist bekanntlich unsere Zeit noch immer nicht über den Streit gewisser unversöhnlich scheinender Gegensätze hinausgekommen. Eine Untersuchung der thatsächlichen Beziehungen, die zwischen beiden Gebieten im Bewusstsein und Leben der Völker bestehen, wird gut daran thun ihren Weg soviel als möglich abseits von jenem Streite zu nehmen. Handelt es sich doch bei ihm zumeist nicht um eine objective Prüfung der Erscheinungen, sondern um einen Meinungsaustausch verschiedener philosophischer und theologischer Richtungen. Bei diesem werden aber die Thatsachen in der Regel höchstens insoweit in Betracht gezogen, als man sie von dem jeweils eingenommenen Standpunkte aus zu beleuchten bemüht ist, wo sie dann freilich manchmal kaum mehr als die nämlichen wiederzuerkennen sind.

Nur in einer Beziehung wird keine Untersuchung umhin können, das Terrain, auf welchem jener Meinungsaustausch stattfindet, zu berühren: in der für die weitere Erörterung ganz unerlässlichen

